

Rezension zu: Christine Kühn, Körper – Sprache. Elemente einer sprachwissenschaftlichen Explikation non-verbaler Kommunikation. Frankfurt am Main: Peter Lang 2002

Johannes Schwitalla

Analysen zum Nonverbalen sind in Deutschland selten. Umso erfreulicher ist es, dass in letzter Zeit immer mehr Arbeiten entstehen, die die spezifischen kommunikativen Funktionen des Nonverbalen im Bezug auf das jeweils verbal Mitgeteilte thematisieren. Christine Kühns Dissertation (Universität Halle-Wittenberg) geht dieser Aufgabe in einem theoretisch-forschungsgeschichtlichen Teil und in einem empirisch-analysierenden Teil nach.

Kühn beginnt in Teil I ihren historischen Aufriss unterschiedlicher Forschungstraditionen zum Nonverbalen mit den besonders wichtigen Innovationen von Charles Darwin und David Efron. Sie beklagt, dass es in Deutschland kein Forschungsfeld und universitäres Lehrgebiet gibt, das der amerikanischen *speech communication* entspricht. Ansätze wie die von Ehlich/Rehbein (1982) seien nicht weitergeführt worden. Selbst die linguistische Gesprächsanalyse habe eine Scheu, mit der Videokamera zu arbeiten (wieder im Gegensatz zu amerikanischen Forschern). Kommunikationsanalysen haben es – bei uns – mit Wörtern und Sätzen zu tun, allenfalls noch mit der Prosodie; das nonverbale Geschehen weist man lieber anderen Forschungsgebieten zu. An diejenigen, die Nonverbales in Bezug auf "Kanäle" und Körperteile bzw. Sinneswahrnehmungen klassifizieren, kritisiert sie deren technizistisches Verständnis von Kommunikation; an der bekannten Klassifikation von Ekman/Friesen (1969) die Unterordnung unter das Verbale (S.44f.). Es gibt sehr viele Klassifikationsversuche, die ihre Unterteilungen nach jeweils anderen Kriterien ausrichten, so dass allein schon der Begriff 'nonverbal' ganz unterschiedlich definiert wird. Gemeinsam ist ihnen der Wille zur Universalität – bis hin zu Geschmacksempfindungen beim Küssen – und meistens auch, dass der Gestik eine Sonderrolle eingeräumt wird – wegen ihrer Nähe zur Sprechsprache.

Im theoretischen Teil II geht es Kühn um die Fundierung sprachlicher wie nicht-sprachlicher Zeichenprozesse. Die meisten Zeichentheorien seien immer noch der Cartesianischen Trennung von Geist und Körper verhaftet: Ein wirkliches Zeichen sei nur ein sprachliches: arbiträr, konventionell, abstrakt, diskret, vollkommen gelöst von aller Körperlichkeit. So sucht Kühn nun nach Ansatzpunkten für eine Zeichenkonstitution, die dem Körper die entscheidende Vermittlungsfunktion zubilligt. Den ungeheuren Erfolg, den de Saussures Zeichenkonzept für die Linguistik im 20. Jahrhundert gehabt hat, macht Kühn dafür verantwortlich, dass nonverbale Zeichen nicht als vollgültige Zeichen anerkannt worden seien. Obwohl schon Charles Sanders Peirce Indices und Ikone als Aspekte der Semiose betrachtete, dauerte es bis in die 1970er Jahre, dass man daran ging, die unangezweifelte Vorherrschaft der Arbitrarität in Frage zu stellen. Als Anknüpfungspunkte für eine zeichentheoretische Neubewertung des Nonverbalen diskutiert Kühn Ausführungen bei Umberto Eco (auch Ikone und Indices seien konventionell konstituiert), bei Peter Auer (Indexikalität als Produktionserleichterung, Ikonizität als Rezeptionserleichterung), bei Dwight Bolinger (universelle Analogien zwischen Intonation und Mimik/Gestik, z.B. beim metaphorischen Verstehen von '(nach) oben' vs. '(nach) unten') und bei Rudi Keller (unidi-

reaktionale Übergänge von Symptomen zu Ikonen zu Symbolen). Auch der Anerkennung der Gehörlosensprachen als Symbolsysteme, die der Sprechsprache gleichwertig sind, standen immer wieder Kriterien im Weg, die dieser einen Vorrang einräumen: Arbitrarität (30 bis 50 Prozent der "Wörter" von Gebärdensprachen sind ikonisch), Linearität (hier fruchtete der Hinweis auf die Koartikulation) bis hin zur Linkslateralität. Unterstützung bekommt Kühns Forderung, sich auch der Rezeption von Zeichenprozessen zuzuwenden, durch die Ergebnisse der Gesprächsforschung, insbesondere zur gemeinsamen Bewältigung regelmäßig auftauchender Gesprächserfordernisse.

Beim Blick auf Forschungen zur Emotionalität (z.B. bei Norbert Fries und Reinhard Fiehler) beklagt Kühn, dass weiterhin die Trennung von Gefühlen als Körperereignissen und -symptomen einerseits und deren sprachliche, kommunikative und gesellschaftliche Bearbeitung andererseits tradiert werde. Es komme auf eine integrative Betrachtung an. Dafür spreche,

- dass auch die Neurologen nicht Rationalität und Emotion unterschiedlichen Gehirnbereichen zuweisen könnten;
- dass neben den extremen, prototypischen Gefühlszuständen die vageren, alltäglichen, wesentlich länger dauernden Gestimmtheiten von Bedeutung seien;
- dass aus Ergebnissen Paul Ekmans einiges darauf hindeute, dass primäre Emotionen universelle Gesichtsausdrücke hätten und
- dass die sprachliche Basisebene der Prototypentheorie, jedenfalls bei visuell wahrnehmbaren Gegenständen, schematische bildhafte Repräsentationen enthalte.

Analog zu Mark Johnsons Begriff der körpergebundenen Erfahrung ("embodied understanding") schlägt Kühn dann in einem eigenen Modell (S.143) eine parallele Vermittlungsinstanz der Gestik vor. In Anbetracht der ausführlichen vorangegangenen Diskussionen fällt dieses Modell etwas mager kommentiert aus; einige Einträge bleiben unerläutert (z.B. "Piktographen" auf der Seite des Nonverbalen vs. "Bildlichkeit" auf der Seite des Verbalen). Gemeint ist mit dem Modell wohl, dass visuell wahrnehmbare Objekte als psychische "Gestalten" (bzw. prototypische Vorstellungsschemata) im Gehirn gespeichert und sowohl durch Wörter wie durch Gesten wiedergegeben werden können. Kühn beschränkt sich in ihrem Modell, entgegen ihren eigenen Plädoyers zuvor, auf die begriffsnahen Embleme, Gebärdensysteme und -sprachen. Sehr wohl wären aber auch andere nonverbale Zeichenklassen in Analogie zu sprachlichen Zeichenklassen möglich: gestisch abbildende Umrissgestalten, typische Bewegungsformen von Objekten und manuellen Handlungen, räumliche Distanzen in Analogie zu ikonischen sprachlichen Zeichen, Zeigegesten, die Deiktika, oder Taktgesten, die Akzenten vergleichbar sind. Das würde aber einen Neuansatz der Reflexion über Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Verbalem und Nonverbalem erfordern (z.B. auch des Begriffs 'Metapher' bei Wörtern und bei Gesten).

Einige der Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Nonverbalem und Verbalem kommen dann eher *en passant* im dritten und vierten Teil der Arbeit zum Vorschein. Hier analysiert Kühn das nonverbale Geschehen zwischen Alfred Biolek, dem bekannten Talkmaster, und dem Pferdespezialisten Klaus-Ferdinand

Hempfling in einer Fernsehsendung.¹ Die Materialbasis, ein Mitschnitt der Sendung, schränkt freilich die Beobachtungsmöglichkeiten ein, z.B. wenn Gesten außerhalb des Bildrahmens ausgeführt werden oder wenn das Bild zu ungenau ist. Aber andererseits liefert Hempfling eine solche Fülle von nonverbalem Material, dass es wirklich erstaunlich ist, wie vielfältig, einfallsreich und unmittelbar das nonverbale Geschehen von nur diesem einen Beteiligten ist.

Kühn geht zunächst die einzelnen nonverbalen Kategorien durch und beschreibt sie immer mit Bezug auf die Transkription der Äußerungen, manchmal gibt sie auch Standbilder des Videos hinzu. Die Kategorien sind: Kopfhaltung, Blickkontakt, Blick auf die Geste, Wegschauen, Augenaufreißen; dann die von Ekman und Friesen übernommenen Kategorien: Embleme, Taktstockgesten, ideografische, deiktische, spatiale, rhythmische Gesten, Kinetografen und Piktografen, Sitzhaltung, Selbst-, Fremd-, Objektberührung, imaginäre Berührung. Dann geht Kühn die einzelnen Wahrnehmungsmodi (Sehen, Hören, Fühlen) durch, auch wenn sie nur in der Vorstellung als Synästhesien geschehen.

Im funktionalen Bereich wird die Gesprächsorganisation beschrieben (Themenwechsel, glatter Sprecherwechsel, Unterbrechen, Gewährenlassen/Sich Zurückziehen, Wortsuche). Es folgen Bewegungsrichtungen und -muster (z.B. gestisches "wegräumen", "blättern", "reden"), die Etablierung und Verteidigung eines eigenen Raums, der Eingriff in einen fremden, die Aufteilung des Raums vor dem eigenen Körper für unterschiedliche (gegensätzliche) Themen, die Raumperspektive für die Adressierung oder die binäre Teilung für einen interaktiven Bruch. Danach behandelt Kühn Embleme im engeren Sinne (Schulterzucken, Zahlen zeigen, Hand auf's Herz, erhobener Zeigefinger) und die eher metaphorischen Gesten für Gewalt (Auf-Ab-Bewegung, Faust, Zupacken, Schlagen), für soziale Nähe und rücksichtsvollen Umgang mit Tieren/Menschen (vorsichtiges Reiben), für semantische Oppositionen (durch räumliche Distanz der Hände) und für den speziellen Fall der kontemplativen Sammlung. Ganz zum Schluss wendet sich die Autorin der gestischen Interaktion zu. Dazu gehören synchrone Spiegelungen, zitierende Wiederholungen einer illustrierenden Geste durch drei Beteiligte und der Sonderfall einer verbalen Fremdkorrektur einer sowohl falschen Wortwahl wie falschen Geste (für ein Schwert statt einen Schild).

Der Autorin gelingen hier eindrucksvolle Beschreibungen, die manchmal, da man keinen Film sehen kann und die Fotos zum Teil undeutlich sind, etwas detaillierter hätten ausfallen oder durch Zeichnungen hätten ergänzt werden können. Es zeigt sich immer wieder, dass Gesten oft vage sind oder dass sie nur andeutend ausgeführt werden; und es ist sympathisch, wie Kühn dieser Unbestimmtheit durch mehrere Deutungsmöglichkeiten gerecht wird. Aber es gibt auch eindeutige Ergebnisse: Im Bezug auf das Verbale herrscht oft nicht Synchronizität, sondern Antizipation (S.186, 209ff., 213, 227ff., 256f.). Die Gesten sind manchmal genauer als die verbalen Beschreibungen (S.186, 222, 237, 247, 271). Sie stellen etwas zusätzlich dar, was nicht gesagt wird und verdeutlichen auf eigene Weise das Gemeinte (S.177, 198, 273f.), oder sie stehen in einem metonymischen Zusammenhang zum Gesagten (S.230). Gestische und mimische Bewegungen geschehen manchmal in Kombination in bis zu vier verschiedenen Körperteilen (S.220, 229, 242f., 251, 254, 268). Sie gehen manchmal bruchlos von einer Funktion in eine

¹ Es wird nicht gesagt, wann die Sendung stattfand und wie lange das Gespräch mit Hempfling dauerte.

andere über (sehr eindrucksvoll: vier verschiedene Funktionen des Zeigefingers von Biolek nacheinander, S.262ff.). Handlungsdarstellungen mit den Händen haben manchmal einen nicht realistischen, sondern nur einen möglichen vorführenden Charakter (wieder für "wegräumen", "blättern" und "reden", S.227ff.). Es erstaunt beim Lesen immer wieder, wie einfallsreich die beiden Interaktanten ihre Körper zur Verständlichmachung des Gemeinten einsetzen. Fast hätte man sich gewünscht, am Schluss so etwas wie ein Glossar von nonverbalen Bewegungen und ihren, wenn auch vagen Funktionen zu haben.

Insgesamt zeigt diese Arbeit, dass wir noch auf dem Weg zu einer integrierten Theorie zeichenhafter Prozesse bei der Face-to-Face-Kommunikation sind. Dabei müssten auch prosodische Sinnfiguren einschließlich des Timbres und parasprachliche Ausdrucksphänomene (Lachen, Stöhnen etc.) einbezogen werden. Mit Blick auf andere Untersuchungen zum Nonverbalen stellen sich immer mehr Übereinstimmungen ein, so dass solche exemplarischen Analysen ihren Wert durch die Absicherung an anderen Materialien bekommen. Man muss Kühn dafür dankbar sein, dass sie an dem begrenzten Material nur *eines* Zweiergesprächs den Horizont nonverbaler Phänomene weit gespannt hat; und es ist ihr auch darin zuzustimmen, dass es schade ist, dass Nonverbal-Studien bei uns ein so schattenhaftes Dasein führen.

Literatur

- Ehlich, Konrad / Rehbein, Jochen (1982): Augenkommunikation. Methodenreflexion und Beispielanalyse. Amsterdam.
Ekman, Paul / Friesen, Wallace V. (1969): The repertoire of nonverbal behavior: Categories, origins, usage and coding. In: Semiotica 1, 49-98.

Prof. Dr. Johannes Schwitalla
Universität Würzburg
Inst. für Deutsche Philologie
Abt. Sprachwissenschaft
Am Hubland
97074 Würzburg
schwitalla@mail.uni-wuerzburg.de

Veröffentlicht am 10.10. 2003

© Copyright by GESPRÄCHSFORSCHUNG. Alle Rechte vorbehalten.